Köhler prägten die Region

Bericht über die Sollingköhlerei, ein seit fast 60 Jahren ausgestorbenes Handwerk

SOLLING ▪ Der ehemalige Leiter des Uslarer Museums, Dr. Wolfgang Schäfer, hielt kürzlich einen Vortrag über die Geschichte der Sollingköhlerei. Dabei ging er sowohl auf wirtschaftliche als auch auf sozialgeschichtlichen Aspekte ein.

Fotos mit freundlicher Genehmigung des Verlages Jörg Mitzkat, Holzminden aus dem Werk „Waldleben“.

Dr. Wolfgang Schäfer mit Heizwächter, einem mit Holzkohle befeuerten Metallbehälter als Frostschutz zum Beispiel für Rohrleitungen. Foto: rh

Zunächst gab Schäfer einen kurzen Abriss der Technik der Holzkohlegewinnung. Die älteste Form ist die Grubenköhlerei, ein eher primitives Verfahren, das in der Region bis in die frühe Neuzeit praktiziert wurde. Eine große Grube wird dabei mit Reisig und Knüppeln gefüllt, die angezündet wurden. Auf die verbleibende Glut wurde unterschiedliches Holz geworfen und mit Erde abgedeckt. Die Gruben schützen zwar vor ungleichmäßigem Abbrennen, allerdings ist die Luftzufuhr und damit der Verkohlungsprozess kaum zu steuern. Entsprechend schlecht fällt die Qualität der so gewonnenen Holzkohle aus. Deshalb verwundert es nicht, dass die Meilerköhlerei im 16. Jahrhundert die Grubenköhlerei verdrängte. Die Meilerköhlerei ist technisch wesentlich aufwändiger. Selbst der Meilerplatz, die so genannte „Kohlstätte“ will mit Bedacht gewählt sein. Der Boden sollte eben sein, das zu verkohlende Holz sich in Reichweite befinden und die fertige Holzkohle einfach abzutransportieren sein. Weiterhin sollte sich ein Bachlauf in der Nähe befinden, nicht nur wegen etwaiger Brände, sondern auch zur Wasserversorgung der Köhler.

Mittelpunkt des Meilers ist der so genannte Quandelschacht. Fünf armdicke Stangen mit einem Gesamtdurchmesser von etwa 25 Zentimeter werden in die Erde geschlagen und mit Reisig zu einer zwei Meter langen Röhre umwickelt. Vom Schacht wird ein Feuerkanal nach außen geführt, durch den der Meiler später angezündet wird. Gegen den Quandel werden etwa einen Meter lange Holzscheite in mehreren Schichten übereinander kegelförmig möglichst dicht gepackt, so dass der Meiler unter einem Radius von vier bis fünf Metern ausläuft. Danach wird der Meiler mit einer zwei handbreiten Schicht aus Laub, Moos oder Rasen abgedeckt. Auf diesen Innenmantel wird lockere Erde gestreut, und der Meiler kann angezündet werden.

Verkohlung

Eine kleine Wissenschaft für sich ist dann die Steuerung des Verkohlungsprozesses, der allein auf den Erfahrungen der Köhler basiert. Die Kunst besteht darin, das Feuer so zu regulieren, dass alle Holzscheite gleichmäßig verkohlen und die Glut weder ausgeht, noch in Brand gerät. Dazu muss der Meiler mindestens alle zwei Stunden rund um die Uhr bis zu sechs Tage lang kontrolliert werden. Zum Ende des Verkohlungsprozesses wird der ganze Meiler rotglühend und leuchtet nachts. Wenn die Verkohlung abgeschlossen ist, wird Erde eingeharkt, damit die Kohlen abkühlen. Nach weiteren 24 Stunden kann die Holzkohle dann für den Abtransport abgesackt werden.

Mit der Köhlerei ist eine nicht zu unterschätzende Umweltproblematik verbunden. In Italien ließen Waldschmieden und primitive Eisenhütten fast den gesamten den Waldbestand schon vor 2000 Jahren verschwinden. In Deutschland sah die Entwicklung kaum anders aus. Ein Landgraf stellte fest, dass diese Art der Produktion die Väter reich und Kinder arm mache.

Köhlerei im Solling

Im Solling gibt es erste Hinweise auf in größerem Umfang betriebene Köhlerei im Mittelalter. Im 15. und 16. Jahrhundert waren in den Sollingwäldern mehrere hundert Köhler unterwegs. Allein im Amt Uslar waren 56 „Kohlenmeister“ ansässig. Jeder von ihnen beschäftigte drei bis fünf Gehilfen. Die Köhler arbeiteten hier vor allem für Schmieden und kleine Eisenhütten. Die Voraussetzungen für diese Betriebe waren gut, denn in der Region gab es so genanntes Raseneisenerz, das im Tagebau gewonnen werden konnte. Die ergiebigsten Vorkommen befanden sich bei Markoldendorf, kleinere bei Neuhaus und am Buchenberg bei Sohlingen. Neben den zahlreichen Wanderglashütten und den Salinen waren die Eisenhütten richtige „Waldfresser“. Dazu ein Beispiel: die 1555 gegründete Eisenhütte bei Relliehausen benötigte 625 Fuder Holzkohle pro Jahr, um 22 Tonnen Eisen herzustellen. Pro Jahr gingen 3.333 Raummeter Holzkohle durch den Schornstein. Dafür mussten allein etwa 15 Hektar Wald abgeholzt werden. Für diese Eisenhütte arbeiteten elf Kohlenmeister, also mindestens 30 Köhler. Der Raubbau am Wald war auch im Solling derartig einschneidend, dass der braunschweigische Herzog Heinrich bereits 1532 eine Verordnung „wider das wilde Brennen im Sollinge“ erließ, womit die ungeregelte wilde Köhlerei eingeschränkt werden sollte. Trotz vielfältiger Klagen über die Zerstörung des Waldes erlebte die Meilerköhlerei im 17. und 18. Jahrhundert im Weserbergland ihre stärkste Ausbreitung. Denn die regionalen eisenverarbeitenden Betriebe verbrauchten riesige Holzkohlemengen. Die 1715 gegründete Sollinger Hütte (Uslar) benötigte pro Jahr 3.000 Fuder. Für die Clausthaler Silberhütte produzierten die Köhler aus den hannoverschen Ämtern Uslar, Erichsburg und Hardegsen jährlich 1.600 Fuder Holzkohle. Fuhrleute aus der Uslarer Gegend karrten Kohle nach Moringen zum dortigen Kohlenhof, wo sie Eisenerze aus dem Harz übernahmen und in die Sollingstadt brachten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Nachfrage nach Köhler-Holzkohle zurück. Dies war zum einen auf neue Verfahren der Eisenverhüttung zurückzuführen, bei denen Holzkohle von Koks ersetzt wurde. Zum anderen wurde seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch die Holzkohleproduktion mehr und mehr industriell betrieben, so ab 1896 auch von der „Chemischen Fabrik Bodenfelde“, die bis heute existiert und nun unter Profagus firmiert. 1872 bezog die Sollinger Hütte nur noch 269 Fuder Holzkohle. Trotzdem qualmten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch überall im Weserbergland Holzkohlemeiler. In den 1920er Jahren waren bis zu sieben Kohlenmeister im Solling für die Firma Siebrecht tätig, die Holzkohle auch weiterverarbeite. So betrieb Siebrecht seit 1919 eine Fabrik in Uslar, in der Holzkohle zu Staub gemahlen, mit Teer angereichert und zu Briketts gepresst wurde. 1940 wurde die Siebrechtsche Holzkohle-Brikettfabrik bei einem Brand zerstört und nicht wieder aufgebaut. Unabhängig davon dominierte das finanzstarke Bodenfelder Unternehmen den Markt. Bei den Holzversteigerungen wurden neben Siebrecht auch die kleinen selbstständigen Köhlermeister überboten und die Fabrik war zusätzlich in der Lage, die Preise für Holzkohle zu drücken. Damit war der Niedergang der Meilerköhlerei besiegelt. Nach 1945 nahmen lediglich zwei Köhler aus Delliehausen ihren Beruf wieder auf, konnten jedoch gegen die Konkurrenz aus Bodenfelde nicht bestehen. 1959 zündeten sie ihren letzten Meiler an.

Harte Arbeit im Wald

Die Arbeit des Köhlers wird heute gern romantisch verklärt. In Wirklichkeit war sie immer eine körperlich schwere Tätigkeit unter vergleichsweise primitiven Lebensbedingungen fern der Zivilisation, aber eben auch ohne gesellschaftliche Zwänge. Reich wurde im Wald als Köhler niemand. Köhler war kein Lehrberuf: das Arbeitswissen, das man für diese Anlerntätigkeit benötigte, war Erfahrungswissen. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit kauften die Hütten das Holz auf und engagierten die Köhlermeister für ein bestimmtes Entgelt. Im frühen 19. Jahrhundert, nach Einführung der geregelten Forstwirtschaft, regelten die Förster auch die Köhlerei. Erst nach Einführung der Gewerbefreiheit wurden einige Köhlermeister selbstständige Unternehmer. Die Köhler transportierten das von Waldarbeitern vorbereitete Buchenholz mit Karren und manchmal auch mit Pferden zum Kohlplatz. Meist blieben sie einige Wochen, manchmal auch einige Monate in einem bestimmten Waldareal. Im Wesentlichen bestand die Köhlerarbeit im Aufbau des Meilers, in der Überwachung des Verkohlungsprozesses und im Abfüllen der fertigen Kohlen. Zumeist wurden mehrere Meiler parallel betrieben, die ständig kontrolliert werden mussten. Während der Saison, die vom Frühjahr bis in den späten Herbst reichte, schliefen die Köhler in selbstgebauten Hütten, den so genannten Köten aus Holz und Erde auf einem Strohsack. In den 1920er Jahren bauten sich manche Köhler bereits geräumige Holzhütten oder schliefen im Sommer im Zelt. Je nach Entfernung vom Heimatdorf konnten sie alle zwei bis drei Wochen ein paar Tage zu Hause verbringen. Bei dieser Lebensweise im Wald waren die hygienischen Verhältnisse äußerst grenzwertig. Man darf auch nicht vergessen, dass die Köhler Wind und Wetter kaum geschützt ausgesetzt waren. Viele von ihnen litten außerdem an Erkrankungen ihrer Atemwege. Sie arbeiteten zwar „an der frischen Luft“, atmeten jedoch am und auf dem Meiler ständig gesundheitsschädliche Gase ein. Das Essen war meist wenig abwechslungsreich. Zum Frühstück aßen die Köhler meist Roggenbrot mit Öl und Salz. Erbsen-, Bohnen- und Linsensuppen mit viel Schweinefett kamen mittags auf den wackligen Tisch vor der Köte. Eine Köstlichkeit zur Abwechslung war eine „Köhlersuppe“, die aus Eiern und Brot zubereitet wurde. Außerdem garten die Köhler gern Kartoffeln in der Deckschicht des Meilers. Neben der Köte hing an Lederriemen ein großes Brett aus trockenem Buchenholz. Die so genannte Hillebille war seit alters her das Signalinstrument der Köhler. Auf das fingerdicke, etwa 30 mal 100 Zentimeter große Brett schlugen die Köhler in einem bestimmten Rhythmus mit zwei Holzhämmern. So ließen sich Gefahren- oder Hilfssignale sowie der Ruf zum Essen über mehrere Kilometer übermitteln. Der Arbeitstag im Wald war lang. Im Sommer standen die Köhler morgens um vier Uhr auf und arbeiteten bis 18 Uhr. Hinzu kamen die Kontrollgänge zu ihren Meilern rund um die Uhr.

Einfaches und karges Leben der Köhler im Wald.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als die Region allmählich verkehrstechnisch erschlossen wurde und sich die ersten Fabriken ansiedelten, bekamen Köhlermeister Schwierigkeiten, ihren Personalbedarf zu decken. Der höhere Lohn und die kürzeren Arbeitszeiten in der Industrie brachten auch viele Köhlerknechte dazu, ihr freies Leben im Wald aufzugeben. Außerdem war die Köhlerei immer eine Saisonarbeit. Für den Winter brauchten Meister und Gehilfen einen Zweitberuf. Als die Chemische Fabrik Bodenfelde eröffnete, standen auch viele Köhlerknechte Schlange, um in der strukturschwachen Region einen gutbezahlten Dauerarbeitsplatz zu bekommen.

Nachdem 1959 der letzte professionelle Meiler angezündet worden ist, gibt es heute nur noch Hobbyköhler, die in ihrer Freizeit in Delliehausen und Sievershausen Meiler aufbauen. Diese Aktivitäten sind mehr als eine Touristenattraktion. Sie erhalten überliefertes Arbeitswissen eines alten Waldberufes.

Im Gegensatz zur Gruben- und Meilerköhlerei ging es bei der in Großraumretorten betriebenen industriellen Holzverkohlung zunächst weniger um die Kohle, sondern in erster Linie um verschiedene wertvolle Destillationsprodukte wie Holzessig, Holzteer und Holzgeist, die für die chemische Industrie auch heute noch interessant sind. Bei der Gruben- oder Meilerköhlerei entstehen die Produkte ebenfalls, können aber nicht gewonnen werden, sondern im Gegenteil, belasten den Waldboden. Heute sind noch 130 Arbeitnehmer beim Nachfolgebetrieb Profagus. Sie „verkohlen“ bis zu 100.000 Tonnen Buchenholz pro Jahr zu qualitativ hochwertiger Grillkohle. Profagus ist die letzte Holzkohlefabrik in Deutschland. ▪rh